



W. Somerset  
Maugham  
*Honolulu*  
und andere Erzählungen

Diogenes

antwortete er.

Da stieß sie einen unartikulierten Wutschrei aus und stürzte aus dem Zimmer. Eine kurze Stille folgte.

»Wie gut, zu wissen, daß der Gouverneur endlich gehandelt hat!« sagte Davidson schließlich. »Er ist ein schwacher Mensch und konnte sich nicht entschließen, er sagte, sie sei ohnehin nur auf zwei Wochen hier, und wenn sie nach Apia wolle, so habe das nichts mit ihm zu tun, da dies unter britischem Rechtsschutz stehe!«

Der Missionar sprang auf und durchschritt den Raum. »Es ist schrecklich, wie die Männer an der Spitze sich der Verantwortung zu entziehen versuchen. Sie reden, als höre das Übel, das außer Sehweite geschieht, auf, Übel zu sein. Die pure Existenz dieser Frau ist eine Schande, und nichts ist damit getan, wenn man sie auf eine andere Insel abschiebt. Schließlich mußte ich mit ihm frei von der Leber weg sprechen.«

{47}Davidsons Brauen senkten sich, und er schob sein festes Kinn vor.

Er sah grimmig und entschlossen drein.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Unsere Mission ist nicht ganz ohne Einfluß in Washington. Ich deutete dem Gouverneur an, daß es ihm bestimmt nicht bekäme, wenn dort eine Beschwerde über die Art einlief, mit der er die Dinge hier leitet.«

»Und wann soll sie nun von hier fort?« fragte der Arzt nach einer Pause.

»Das Schiff nach San Francisco kommt am nächsten Dienstag von Sydney hier an. Damit muß sie fahren.«

Fünf Tage lagen noch dazwischen. Am nächsten Mittag war es, als Macphail aus dem Krankenhaus kam, wo er aus Mangel an anderer Betätigung beinahe jeden Morgen verbrachte, daß Mr. Horn ihn anhielt, als er eben die Treppe hinaufgehen wollte.

»Entschuldigen Sie, Dr. Macphail, Miss Thompson ist krank. Wollen Sie auf einen Augenblick zu ihr hineinschauen?«

»Gewiß.«

Horn führte ihn zu ihrem Zimmer. Sie saß untätig auf einem Stuhl, las nicht, nähte nicht, sondern starrte nur vor sich hin. Sie trug ihr weißes Kleid und den großen Hut mit den Blumen. Macphail bemerkte, wie gelb und fleckig ihre Haut unter dem Puder war und wie schwermütig sie dreinschaute.

»Tut mir sehr leid zu hören, daß Sie sich nicht wohl fühlen«, sagte er.

»Ach, ich bin doch nicht wirklich krank. Ich habe nur so {48}getan, weil ich Sie sehen wollte. Ich muß mit dem Schiff reisen, das nach Frisco fährt.«

Sie schaute ihn an, und er sah, daß Entsetzen in ihrem Blick lag. Krampfhaft öffnete und ballte sie die Hände. Der Kaufmann stand an der Tür und hörte zu.

»Das hat man mir gesagt«, erwiderte der Arzt.

Sie schluckte.

»Es paßt mir aber nicht, jetzt nach Frisco zu gehen. Gestern nachmittag bin ich zum Gouverneur gegangen, wurde aber nicht vorgelassen. Ich hab nur mit dem Sekretär gesprochen, und der hat mir gesagt, ich müßte das Schiff nehmen, da sei nichts zu machen. Ich müßte mit dem Gouverneur selbst sprechen, und so habe ich heute morgen vor seinem Haus gewartet, und als er herauskam, habe ich mit ihm gesprochen. Er wollte

nicht mit mir reden, aber ich habe mich nicht abschütteln lassen. Und schließlich hat er gesagt, er hätte nichts dagegen, wenn ich bis zum nächsten Schiff nach Sydney hierbliebe, vorausgesetzt daß Reverend Davidson damit einverstanden wäre.«

Sie hielt inne und schaute Dr. Macphail ängstlich an.

»Ich weiß nicht recht, was ich für Sie tun kann«, sagte er.

»Nun, ich dachte, Sie würden vielleicht so freundlich sein und ihn fragen. Ich schwöre zu Gott, ich werde hier nichts anfangen, wenn er mich nur bleiben läßt. Ich werde keinen Schritt vor die Tür tun, wenn ihm damit gedient ist. Es handelt sich ja nur um vierzehn Tage.«

»Ich werde ihn fragen.«

»Er wird nicht einverstanden sein«, sagte Horn. »Er will Sie am Dienstag los sein, Sie werden sich schon damit abfinden müssen. «

{49}»Sagen Sie ihm, daß ich in Sydney Arbeit bekommen kann, anständige Arbeit, meine ich. Ich verlange ja nicht viel.«

»Ich werde tun, was ich kann.«

»Und kommen Sie gleich danach zu mir, und sagen Sie mir, was Sie erreichen konnten, ja? Ich kann überhaupt nichts tun, ehe ich nicht weiß, was los ist.«

Das war kein Auftrag, der dem Arzt besonders gefiel, und er versuchte – vielleicht charakteristisch für ihn – ihn indirekt anzugehen. Er erzählte seiner Frau, was Miss Thompson zu ihm gesagt hatte, und bat sie, mit Mrs. Davidson darüber zu sprechen. Die Haltung des Missionars schein doch reichlich despotisch, es könne niemandem schaden, wenn sie noch zwei Wochen in Pago-Pago bleibe. Auf das Resultat seiner Diplomatie war er aber nicht vorbereitet. Der Missionar wandte sich nämlich geradewegs an ihn.

»Mrs. Davidson sagt mir, Miss Thompson habe mit Ihnen gesprochen.«

Solcherart überrumpelt, reagierte Dr. Macphail wie jeder Furchtsame, der gezwungen wird, Farbe zu bekennen. Er wurde wütend und lief rot an.

»Ich sehe nicht ein, was das ausmacht, wenn sie nach Sydney statt nach San Francisco geht. Und wenn sie ihr Versprechen hält, sich, solange sie hier ist, anständig zu benehmen, ist es sehr hartherzig, sie weiter zu verfolgen.«

Der Missionar richtete seinen finsternen Blick auf ihn.

»Warum will sie denn nicht zurück nach San Francisco?«

»Ich habe sie nicht gefragt«, antwortete der Arzt mit einer gewissen Schärfe. »Ich denke, es ist besser, man kümmert sich um seine eigenen Angelegenheiten.«

Vielleicht war das keine sehr taktvolle Antwort.

{50}»Der Gouverneur hat angeordnet, sie mit dem ersten Schiff, das die Insel verläßt, abzuschieben. Er tut nur seine Pflicht, und daran werde ich ihn nicht hindern. Diese Frau ist eine Gefahr. «

»Ich finde Sie sehr hart und tyrannisch.«

Die beiden Frauen schauten den Arzt beunruhigt an, aber sie hatten keinen Streit zu befürchten, denn der Missionar lächelte freundlich.

»Es tut mir sehr leid, daß Sie so von mir denken, Dr. Macphail. Glauben Sie mir, mein Herz blutet für diese unglückliche Frau, aber ich versuche, meine Pflicht zu tun.«

Der Arzt schwieg. Mürrisch sah er zum Fenster hinaus. Ausnahmsweise regnete es

nicht, und auf der anderen Seite der Bucht sah man zwischen den Bäumen die Hütten der Eingeborenen.

»Ich glaube, ich werde die Regenpause ausnützen und ein wenig hinausgehen«, sagte er.

»Bitte, tragen Sie es mir nicht nach, daß ich Ihrem Wunsch nicht entsprechen kann«, bat Davidson mit einem melancholischen Lächeln. »Ich habe die größte Hochachtung vor Ihnen, Doktor, und es täte mir leid, wenn Sie schlecht von mir dächten.«

»Sie haben, daran zweifle ich nicht, eine so ausgezeichnete Meinung von sich selbst, daß Sie die meine mit Gleichmut ertragen werden«, erwiderte er.

Davidson lachte auf. »Jetzt hat er's mir gegeben.«

Als Dr. Macphail, mit sich selbst hadernd, weil er zwecklos unhöflich gewesen war, die Treppe hinunterging, erwartete Miss Thompson ihn bereits an ihrer angelehnten Zimmertür.

{51}»Nun«, fragte sie, »haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Ja. Es tut mir leid, aber er wird keinen Finger rühren«, antwortete er und wagte vor Verlegenheit nicht, sie anzuschauen.

Doch dann warf er ihr einen schnellen Blick zu, da sie heftig aufschluchzte. Er sah, daß ihr Gesicht weiß war vor Angst. Das machte ihn ganz bestürzt. Dann kam ihm ein Gedanke.

»Aber geben Sie die Hoffnung noch nicht auf. Ich finde es eine Schande, wie man Sie behandelt, und ich werde selbst zum Gouverneur gehen.«

»Jetzt?«

Er nickte. Ihr Gesicht hellte sich auf.

»Hören Sie, das ist wirklich gut von Ihnen. Ich bin sicher, er läßt mich bleiben, wenn Sie für mich sprechen. Ich werde auch nichts anstellen, habe gar nichts getan die ganze Zeit über, seit ich hier bin.«

Dr. Macphail hatte keine Ahnung, warum er sich plötzlich entschloß, den Gouverneur aufzusuchen. Miss Thompsons Angelegenheiten waren ihm völlig gleichgültig, aber der Missionar hatte ihn gereizt, und er spürte eine schwelende Wut. Der Gouverneur war zu Hause, ein großer, stattlicher Mensch, ein schnauzbärtiger Seemann in makelloser Uniform aus weißem Drillich.

»Ich komme dieser Frau wegen zu Ihnen, die im gleichen Haus wohnt wie wir«, sagte Macphail. »Sie heißt Thompson.«

»Ach, ich glaube, ich habe nun schon genug über sie gehört, Dr. Macphail«, erwiderte der Gouverneur lächelnd. »Ich habe ihr Order gegeben, am nächsten Dienstag abzufahren, das ist alles, was ich tun kann.«

{52}»Ich möchte Sie nun bitten, einmal fünf gerade sein zu lassen und ihr zu erlauben, hierzubleiben, bis das Schiff von San Francisco kommt, so daß sie nach Sydney gehen kann. Ich verbürge mich für ihr gutes Verhalten.«

Noch lächelte der Gouverneur, aber seine Augen wurden klein und ernst.

»Ich würde mich sehr freuen, Ihnen diesen Gefallen zu tun, Dr. Macphail, aber ich habe bereits Order gegeben und muß dazu stehen.«

Der Arzt setzte den Fall so vernünftig auseinander, wie er nur konnte, aber jetzt

verschwand das Lächeln des Gouverneurs vollends. Er hörte verdrossen zu und schaute weg. Macphail merkte, daß er keinen Eindruck machte.

»Ich bedauere jederzeit, einer Dame Schwierigkeiten bereiten zu müssen, aber sie muß am Dienstag abfahren, und daran ist nicht zu rütteln.«

»Aber was macht denn das aus, wenn sie länger bleibt?«

»Verzeihen Sie, Doktor, aber ich fühle mich nicht berufen, meine amtlichen Handlungen zu erklären, es sei denn meinen eigenen Vorgesetzten.«

Macphail schaute ihn scharf an. Er erinnerte sich an Davidsons Bemerkung, er habe Druck ausgeübt, und tatsächlich las er aus dem Verhalten des Gouverneurs eine gewisse Verwirrung.

»Davidson ist ein verdammter Wichtigtuer«, sagte er hitzig.

»Ganz unter uns, Dr. Macphail, ich sage nicht, daß ich mir eine sehr günstige Meinung über Mr. Davidson gebildet habe, aber ich muß gestehen, er war im Recht, mich auf die Gefahr hinzuweisen, die der Verbleib einer Frau von Miss {53}Thompsons Charakter für einen Ort wie diesen bedeutet, wo eine Anzahl staatlich angeworbener Matrosen stationiert ist.«

Er erhob sich, und Dr. Macphail sah sich verpflichtet, das gleiche zu tun.

»Ich muß Sie bitten, mich zu entschuldigen. Ich habe eine Verabredung. Meine besten Empfehlungen an Mrs. Macphail.«

Der Arzt verließ ihn völlig niedergeschlagen. Er wußte, daß Miss Thompson auf ihn wartete, und weil es ihm zuwider war, ihr selbst von seinem Mißerfolg zu erzählen, betrat er das Haus durch die Hintertür und schlich die Treppe hinauf, als habe er etwas zu verbergen.

Bei Tisch war er still und gedämpfter Stimmung, während der Missionar sich heiter und angeregt zeigte. Dr. Macphail glaubte Davidsons triumphierenden, gutgelaunten Blick auf sich zu spüren. Plötzlich durchfuhr ihn der Gedanke, Mr. Davidson wisse um seinen Besuch beim Gouverneur und auch um dessen erfolglosen Ausgang. Aber wie, um Gottes willen, konnte er davon gehört haben? Etwas Geheimnisvolles war um die Macht dieses Mannes.

Nach dem Essen sah er Horn auf der Veranda, und als wolle er nur ein paar beiläufige Worte mit ihm wechseln, ging er hinaus.

»Sie möchte wissen, ob Sie mit dem Gouverneur gesprochen haben«, flüsterte der Kaufmann.

»Ja. Er wird nichts für sie tun. Ich bedauere das sehr, aber mehr kann ich nicht machen.«

»Ich habe es gleich gewußt, daß er nichts tun wird. Gegen die Missionare wagt niemand etwas zu tun.«

{54}»Worüber sprechen Sie?« fragte Davidson freundlich, der zu ihnen hinauskam.

»Ich sagte, es sei nicht möglich für Sie, früher nach Apia zu kommen als in einer Woche«, sagte der Kaufmann glattzünftig.

Er verließ sie, und die beiden Männer kehrten ins Wohnzimmer zurück. Mr. Davidson widmete eine Stunde nach jeder Mahlzeit der Erholung. Plötzlich ertönte ein schüchternes Klopfen an der Tür.

»Herein!« sagte Mrs. Davidson mit ihrer scharfen Stimme.

Die Tür tat sich nicht auf. Mrs. Davidson erhob sich und öffnete sie. Da sahen sie Miss Thompson auf der Schwelle stehen. Aber die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, war erschreckend. Das war nicht mehr jene aufgedonnerte, liederliche Person, die auf der Straße gehöhnt hatte, sondern eine gebrochene, verängstigte Frau. Ihr Haar, das sonst so aufwendig frisiert war, hing unordentlich in ihren Nacken. Sie trug Pantoffeln und Rock und Bluse, die zerknittert und beschmutzt waren. Die Tränen strömten ihr die Wangen herab, und sie stand an der Tür und wagte nicht einzutreten.

»Was wünschen Sie?« fragte Mrs. Davidson barsch.

»Kann ich Mr. Davidson sprechen?« sagte sie mit erstickerter Stimme.

Der Missionar erhob sich und ging auf sie zu.

»Kommen Sie nur herein, Miss Thompson«, sagte er in herzlichem Ton. »Was kann ich für Sie tun?«

Sie trat ein.

»Hören Sie, es tut mir leid, was ich neulich zu Ihnen gesagt habe, und – auch alles andere. Ich glaube, ich war ein wenig frech. Ich bitte um Verzeihung.«

{55}»Oh, das macht doch nichts. Mein Rücken ist breit genug, der kann schon etwas ertragen.«

Sie trat mit einer Bewegung näher, die furchtbar kriecherisch war.

»Sie haben mich geschlagen. Ich bin ganz klein. Aber, bitte, schicken Sie mich nicht nach Frisco.«

Seine milde Art war plötzlich wie weggewischt, und seine Stimme wurde hart und streng.

»Warum wollen Sie nicht dorthin zurück?«

Sie kauerte sich vor ihm nieder.

»Meine Verwandten leben dort. Ich will nicht, daß sie mich so sehen. Ich gehe, wohin Sie wollen, nur dorthin nicht.«

»Warum wollen Sie nicht nach San Francisco zurück?«

»Ich habe es Ihnen schon gesagt.«

Er beugte sich vor, starrte sie an, und seine großen, leuchtenden Augen schienen sich in ihre Seele zu bohren. Dann hielt er plötzlich den Atem an.

»Das Zuchthaus!«

Sie schrie auf, fiel ihm zu Füßen und umfaßte seine Beine.

»Schicken Sie mich nicht zurück. Ich schwöre Ihnen vor Gott, ich will eine gute Frau sein. Ich werde das alles aufgeben.«

Sie brach in einen Schwall wirrer Bitten aus, und die Tränen rannen ihr bächeweise über die geschminkten Wangen. Er beugte sich zu ihr hinunter, hob ihr Gesicht hoch und zwang sie, ihn anzuschauen.

»Ist es das: das Zuchthaus?«

»Ich bin ausgerissen, ehe sie mich erwisch haben«, keuchte sie. »Wenn sie mich kriegen, heißt das drei Jahre für mich.«

{56}Er ließ sie los, und sie fiel bitterlich schluchzend auf den Boden zurück.

Dr. Macphail erhob sich.